

Die Schlacht bei Weihnachten

Von Walter Paul Kirsch

Bei Müllers konnten sich die Weihnachten immer noch sehen lassen. Denn es gab Fisch und Fleisch und Wehlspießen in allen Variationen, dann gute Weine und — was die Hauptsache ist! — Geschenke.

Schon viele Wochen vorher fragte Frau Müller ihr Söhnchen:

„Hat mein Bubi schon dem Christkind geschrieben?“

Und das Bubi:

„Ja, ja — Nutti.“

„Und was wünscht sich denn mein Herzenskind?“

„Oh, so viel! — Nutti!“

„Und war mein Hansibub auch immer brav — hat er Nuttchen nie geärgert und Vatchen nie böse gemacht?“

„Ach war immer soooo brav!“ — rief Bubi und dann begann er seine diversen Wünsche aufzuzählen.

Nuttchen nickte.

„Das und jenes wird mein Herzenskind schon kriegen, ja, natürlich auch ein schönes Sutschpferd . . . ja, ja . . . gewiß, mein Liebling, auch einen Säbel.“

„Nutti“, rief Bubi energisch, „aber das Christkind soll auch ein Gewehr bringen! Nicht vergessen!“

„Mein, nein“, lächelte die Mutter, „es wird nicht vergessen, mein Söhnchen, mein goldiges.“

Der Vater Hansi, der — das muß gesagt werden! — während des großen Weltbrandes 1914 bis 1918 als Stappeneunant sich durchgeschlagen hatte, war sehr stolz auf die Wünsche seines Söhnchens und er versprach, sie soweit als möglich zu erfüllen.

„Gott — er soll alles haben!“

Und wirklich, als der Weihnachtsabend anbrach und im großen Zimmer bei Müllers die mächtige Tanne, geschmückt mit tausenderlei Sachen aus Glas und Zuder, stand, umstrahlt vom behren Lichte viele bunter Kerzen, da lag für Hansi — der Säbel auf dem Tisch, daneben das Gewehr, ein Tschako, eine Garnitur Binnsoldaten und — oh! eine kleine Kanone stand bei dem allen, das dunkle Rohr drohend auf einen weißgekleideten Engel gerichtet, der von einem Äste hing.

Natürlich gab es auch noch andere Geschenke. Zum Beispiel hatte sich Tante Olga mit einem netten Buch für Jungen eingestellt, und Onkel Eduard mit einem riesigen Matadorbaukasten —, doch Hansis Interesse war anderwärts. Das erste, was er in Besitz nahm, war das Schauelpferd, das neben dem Tisch seinen Platz hatte. Dann ergriff er das Gewehr und Freude blühte in seinen klaren Jungenaugen, als er es prüfte.

Oh! — Ein Gewehr!

Er zitterte ein wenig, als er es in Anschlag brachte und da sagte Vatchen:

„Nimm es fester in die Hand; wie ein richtiger Soldat — sonst geht es los und mach: humm.“

Währenddessen küßte die Mutter ihrem

Herzenskind den Tschako auf das Lockenhaupt und gürtete ihm den Säbel um. Und endlich rief sie:

„Nun aufs Pferd, Schah!“

Folgsam hing sich Hansi das Gewehr um und stieg in den Sattel seines Streitrosses. Freilich, die kleinen Beinchen zitterten dabei ein wenig, aber die Händchen umkrampften die Zügel und so konnte es losgehen: „Hü!“

Noch immer brannten die bunten Kerzen auf dem Baum, der mit seinen Silberfäden und Engelshaaren einen erhebenden, märchenhaft schönen Anblick bot, und sie brannten und brannten . . . indes irgendwo im Hause ein Lied aufschwang, sanft, einschmeichelnd, dann wieder aufjubelnd, aufrüttelnd, und es war das Lied von der stillen, heiligen Nacht . . .

Herr Müller: „Sturm!“

„Hurra!“ kreischte Hansi, seinem Rosse die Sporen in die Weichen schlagend.

„Gewehr zur Hand!“ der Vater. „Feuer!“

„Bumm!“ machte der Bub. „Bumm!“

„Halt! — Absteigen! — Aufs Pferd! — Galopp! — Vorwärts! — Sturmangriff, los!“

Hansi: „Hurra!!!“

Unheilige Nacht

Der Mond spazierte hoch am Himmelzelt und fand sich einsam in der weiten Welt.

Die alte Erde stak im Nebelflor, Voll Neugier schaut der Mond durchs Wolkentor.

Da unten sprach ein Führer, lichtumflossen. Ein alter Mann ward' „auf der Nacht“

erschossen.

Zwei alte Gecken gingen noch spazieren; Zwei blonde Mädchen ließen sich verführen.

In einem Nachtsokal rann Sekt in Strömen, Ein armer Mann muß' sich das Leben nehmen.

Auf eine Stadt im Osten fielen Bomben; Die Leichen häuften sich zu Sekatomben.

Ein Unter-Auschuß, der dies sühnen wollte, Der wußte nicht recht, was er machen sollte,

Und er beschloß, um dieses aufzuhellen, Sich einen Unter-Unteranschuß zu bestellen.

Ein Kindlein ward in einem Stall gefunden, Doch starb's an Hunger schon nach wenigen

Stunden.

Die junge Mutter mit vergrämten Nienen, Schloß flugs man hinter schwedische Gardinen.

In einem Schober Stroh, der plötzlich brannte, Verkohlten fünfzehn Mann, die niemand kannte.

Ein Lump entrann den Fängen des Gerichts. Die Gaslaternen strahlten in das Nichts. —

Da schlug der Mond vor Schreck die Türe zu Und lästerte nicht mehr die Himmelsruh.

Er freute sich, daß er so unbewohnt Und von dem menschlichen Gezucht verachtet. —

Martin Grill.

Er schrie es so gellend, daß sich die Mutter, die eben dabei war, das Abendessen zu richten, die Ohren zuhielt.

„Leonhard — du mußt nun endlich aufhören“, wendete sie sich an den Mann. „Schau dir das Kind an . . . es hat schon hochrote Wangen . . . und dieser Wirbel.“

„Laß ihn doch“, ward ihr zur Antwort.

„Er ist ja unser strammer Soldat, unser General, und was du hier mitmachst, weißt du, das ist die Schlacht bei Weihnachten, hebehe . . . hebehehe . . .“

Lachend gab Vatchen weitere Kommandos. Und Hansi schrie weiter sein gellendes „Hurra!“, und er schrie und schrie — bis er tatsächlich einen „Feind“ sah.

Minka.

Das Kästchen stand auf der Schwelle und zwinkerte mit seinen fröhlichen Auglein hinüber zu dem hellen Baum. Ihr seidiges Fell schimmerte weiß, wie das Haar der Engel auf der Tanne, während das rote Hüngelchen, mit dem sie sich ums Mäulchen fuhr, und das kleine, dunkle Mäuschen irgendwie an Zuckertwerk erinneten.

„Miau . . . miau . . .“, sagte es, sein Schweifchen vergnügt emporrichtend. „Miau“. Das Kind sprang von seinem Schauelpferd.

„Hurra, der Feind! Wati, der Feind!“

Jetzt schlief es geduckt, den gezogenen Säbel in der kleinen Faust, den Tschako schief auf dem blonden Kopf, vorwärts.

Minka machte einen Budel und rieb sich leise schnurrend die Seiten am Türstod.

Hansi hob den Säbel — er sah den Feind vor sich und war bereit, zu kämpfen.

„Hurra!“ überbot er alles bisher Dagewesene. „Hurra!“

Das war der Mutter denn doch zu viel.

„Schrei nicht so, Kind!“

Doch der Vater winkte ihr lächelnd:

„Laß ihn doch.“

„Und die Nachbarn? Werdenst du nicht, was die Leute sagen werden, wenn wir solchen Spektakel haben?“

„Uns gehen die Leute nichts an“, erwiderte Herr Müller. „Und dann: Ist denn nicht Freudenabend, Frau?“

In diesem Augenblick fiel der kleine, blühende Säbel, schwerer, als es der Junge wollte, auf den kleinen, schwachköpfigen Magen des Kindes.

Die Eltern schrielen auf.

„Gott im Himmel!“ „Bubi!“

„Aaaah!“ machte Hansi und schaute mit seinen großen, klaren Kinderaugen, in denen jetzt eine Frage aufsprang, auf das hingestreckte, im letzten Todeskampf zuckende Mäuschen nieder. Stille.

Große Stille, in der der Bub stand, vom Grauen gepackt, ahnend die Nähe des Todes.

„Mäng!“ — entfiel der Säbel seines

Händchen. Jetzt wendete sich der Kleine den Eltern

„Die stumm und düster bald auf ihn, bald auf das tote Mädchen schauten.“

„Minka . . .“, sagte er leise, sonst nichts. Nur „Minka . . .“, dabei lösten sich zwei große Tränen aus seinen Augen.

Muttchen überlegte: soll sie hingehen und dem Kind eine Strafe diktieren? Oder soll sie es trösten — mein Gott, es schaut sie so verdattert an! Endlich hatte sie sich entschlossen.

„Was hast du denn da getan!“ sagte sie.

sich niederbeugend und das Kind an sich drückend. „Du hast deinen Liebling tot gemacht und das hättest du nicht tun sollen.“

„Ja, belohne ihn vielleicht noch dafür!“ fuhr der Vater dazwischen. „Lösch lieber die Lichter aus, Frau, sie brennen schon zu tief.“ Und dann drehte er sich der toten Kabe zu: „Schöne Bescherung am Weihnachtsabend.“

Bei den Nachbarleuten sang man soeben: Friede den Menschen auf Erden . . .

Josef Wechsberg:

Der Weihnachtsbuddha

In den letzten Tagen der Weihnachtswoche 1929 hatte sich sogar die Victoria-Street in Colombo verändert. Aus der immer lebhaften und lauten Geschäftsstraße war eine Weltausstellung im Kleinen geworden, die malaisischen, singhalesischen, arabischen, burgaischen, maurischen, chinesischen und indischen Händler überboten einander in grotesken Superlativen und die an und für sich überladenen Auslagen waren noch glänzender arrangiert als sonst.

Es war ja eine ganz verständliche Hauffe. Draußen, im Hafen, lagen zwei Dampfer und morgen abends wird man auf beiden den Weihnachtsabend feiern. Auf dem „Porthos“ mit der Rébeillon, bei der „binde roti“ und dem Daga — und auf dem „Präsident Madison“ werden sich die Deutschamerikaner ein Bäumchen anzünden. Alle werden schenken und beschenkt werden, allerdings in singhalesischem Stil, denn man ist ja auf Ceylon; mit kleinen Ebenholzelefanten, japanischen Eisenbearbeiteten und Wundsteinen.

Ich stehe in einem der Läden, die eher Museen als Geschäften gleichen, und lasse die Herrlichkeiten des Orients an mir vorbeidestillieren; indische Teppiche, ein prachtvolles anamitisches Armband, chinesisches Porzellan. Auf der 5. Avenue ist die Auswahl nicht größer; aber leider kommt man mit mitteleuropäischen Valuten in Ceylon nicht weit. Da haben es die beiden Amerikaner neben mir besser; er mit Harold-loyd-Brille, Pathé-Baby und riesigen Knickerbockern, sie das hübschste „Sweet-

girl“, innig in ihn eingehängt — mit einem Wort das typische Hochzeitspaar.

Ein eleganter, aperitivgelauter Franzose tritt ein. Er sucht ein Weihnachtsgeschenk, so wie wir alle. „An petit rieny, sagt er, „aber es muß etwas Schönes sein, original Ceylon.“

Nach langem Hin und Her entscheidet er sich für einen kleinen Buddha. Einen Buddha, der nicht lacht, was eine Seltenheit bedeutet und Glück bringt, wie der singhalesische Verkäufer erklärt. Denn ein chinesischer oder japanischer Buddha lächelt und nur in Sandy auf Ceylon macht man solche Buddhas wie den hier.

Alles wäre gut gewesen, wenn der Amerikaner den Mund gehalten hätte. Aber obwohl ihn niemand gefragt hat, ruft er dem Franzosen zu: „Das soll echt Ceylon sein? Solche Buddhas bekommen sie in jeder Woolworth-Filiale für Cent! Kommt aus Philadelphia und ist amerikanische Ware!“

Die Wirkung dieser Worte ist verblüffend. Der Franzose legt den Buddha hin, als wäre er Gift, dreht sich um und will gehen. Aber dem Singhalesen entgeht ein gutes Geschäft; also stürzt er hinaus, ruft ein paar gutturale Laute und im Nu ist der ganze Laden voll schwarzer Gentleman, die den Amerikaner nicht sehr freundlich fixieren. Worauf der USA-Mann, der doch aus dem Land Dempseys und Baers ist, laut und deutlich verkündet, daß das Ganze Schwindel sei und der Buddha aus Amerika. Und er stellt sich in Positur.

Diplomatische Vertwicklungen sind unausbleiblich. Die Singhalesen schreien, der Amerikaner schreit, der Franzose steht ratlos inmitten des Trubels, am Horizont brachen die Helme zweier englischer Polizisten auf . . .

Während um mich ein polyglottes Stimmengewirr tobt, trete ich näher, um einen Blick auf den Buddha zu werfen, den Buddha, der „Glück“ bringt . . . Wo sah ich nur schon dergleichen? Etwas daran kommt mir so bekannt vor. Ich nehme ihn in die Hand, wende ihn langsam um.

Am Boden sind einige unmerklich kleine Zeichen. Ich muß erst ein Vergrößerungsglas suchen, und auf dem Latentisch herumstöbern, während um mich der Lärm immer lauter wird, Beschimpfungen getuschelt werden und alles den Anschein einer beginnenden Rauferei macht.

Und wie ich jetzt die Lupe über den kleineren Buddha halte, lese ich in winzigen, aber deutlich erkennbaren Buchstaben:

„Made in Czechoslovakia“.

Verlogene Namen

Es ist leichter, einem Menschen zu sein, als ihm in den Besitz der Wahrheit zu geben. John Ruskin

Der Bleistift enthält kein Blei. (Er enthält Graphit, eine der Erscheinungsformen der Kohle.)

Ein Meeresschweinchen ist kein Schweinchen und lebt nicht im Meer. (Es ist ein Nagetier und lebt an der Westküste Südamerikas.)

Neusilber enthält kein Silber. (Es besteht aus einer Legierung von Kupfer, Nickel und Zink.)

Reispapier wird nicht aus Reis gemacht. (Man macht es aus Pech oder Holzkohle.)

Fischbein ist kein Bein. (Es ist eine elastische Substanz aus dem Maule des Wals.)

Sodawasser hat nichts mit Soda zu tun. (Es ist Wasser mit Kohlensäure.)

Panamahüte werden nicht in Panama erzeugt. (Sondern in Ecuador.)

Die Hudsonbay ist keine Bai. (Sondern ein Binnensee.)

Aus dem Buche: Robert V. R i b l e s: „Unausbleiblich, aber wahr.“ Das Buch der Unwahrscheinlichkeiten. Mit über 100 Darstellungen, Tabellen und Zeichnungen. Saturn-Verlag, Wien.

Rast in Bethlehem

Zu Bethlehem in der Herbergenge lagerte wanderndes Volk beisammen, Kinder und Greise im Gedränge saßen an des Herdfeuers Flammen.

Abwärts kanerte still ein Alter; unberührt vom leiernden Getöse sprach er leise für sich die Psalter, trieb Zwiegespräch mit dem Wort des Propheten.

Er kam von Ebron, wollte zum Meere, auch er sollte sich zählen lassen; die Schultern zog herab die Schwere der Jahre und endlosen Strafen.

Wie auf den Märkten war das Schwären ringsum. Man sprach von schlimmen Zeiten, den harten Lasten und Gesetzen, von Seuchen, Kriegs- und anderen Leiden.

Indessen hockten in den Türmen der heiligen Tempel die Schriftgelehrten, stritten in Eifer, stellten in Färnen zu Jehova, dem Vielbegehrten:

„O Herr, genug sind wir geslagen, vermagst und an das Leid gekettet!

Sieh unsre Not, sieh, wir verzagen! Schick den Messias, der uns rettet!“

Auf allen Zungen lag dies Flehen, das wie ein Wind in Zweigen wühlte, indes im Stalle unter Wehen Marie die Stunde kommen fühlte.

Der Josef stand bedrückt daneben, ein Esel spitzte just die Ohren, da wurde zum Märtyrereben ein Mensch in diese Welt geboren.

Die Hirten nur, in stillen Wäldern gewohnt, mit Wolken, Mond und Sternen vertrautes Nachtgespräch zu halten, vernahmen Klang aus Himmelsfernen.

Es lösten sich die starren Gebärden im Glanz der zauberischen Kette; sie brachen auf mit ihren Herden und nahten gläubig sich der Schwelle.

Die Mär' ging nun von Mund zu Munde, Messias sei jetzt endlich kommen. Auch in die Herberg drang die Kunde, der Alte sprach zum Kreis der Frommen:

„Mit jedem Kinde wird getragen die Gnade Gottes auf die Erden!

Daß wir dem Kind in uns entsagen, das macht uns zu versprengten Herden.

Die Liebe friert in dürftigen Fetzen, die Stumpsind sind der Mächtigen Heere, Gewalt regiert mit den Gesetzen und Schrei nach Güte hallt ins Leere.

Gott hatte uns zu nah gesehen, er fand uns hart und eigensüchtig den Weg zur irdischen Herrschaft gehen, da machte er uns klein und flüchtig!

Das Heil, auf das wir kindlich harren, wird nur in unsrer Brust geboren. So sind wir unsrer Sehnsucht Narren und bleiben ewig arme Loren“.

So sprach der Alte, in die ferno und hochgewölbte Nacht gewendet. In Fülle funkelten die Sterne, das Land lag still und lichtgebendet.

Die andern sahen stumm verdrossen ab dieser Worte ihres Alten, der müd die Augen schon geschlossen, um einen langen Schlaf zu halten . . .

A. B. E. f. a. h.

Joseph Roth: Der Zauberer

Vor langen Jahren nannten sich die Zauberkünstler einfach Zauberer, mit der gleichen naiv metaphysischen Selbstverständlichkeit, mit der die echten Zauberer heute noch in den Märchen auftreten. Damals erschien mir auch der Unterschied zwischen einem Kunststück, dessen Mechanismus nur geheim blieb, und einem echten Wunder, das ebensowenig erklärt werden konnte, äußerst gering. Und das natürliche Bemühen meiner Vernunft, das Geheimnis der Zauberei zu erraten, begleitete eine scheue unerklärliche Angst, ich könnte es eines Tages wirklich. Also ging ich in die Vorstellungen, die jedes Jahr pünktlich um dieselbe Zeit ein sogenannter Zauberer veranstaltete, mit einem Herzen, in dem sich grenzenlose Neugier mit zurückhaltendem Respekt mischte. Denn mehr noch als die Furcht, der enthüllte Mechanismus würde mir das Leben um ein paar Grade kälter erscheinen lassen, schreckte mich das wahrwichtige Grauen, das sich jenseits der Enthüllungen im Bereiche der Erkenntnis abspielte und die Strafe, die notwendig einen Menschen treffen mußte, sobald er einen Zauberer ertappt hatte. Es war mir, als könnte man zwar jedes Kunststück rationalistisch erklären, dürfe es aber keineswegs. Denn einem Manne, der die metaphysische Welt auch nur mit erklärbaren Phänomenen zu zeigen imstande war, standen sicherlich auch metaphysische Kräfte jenseits der Region zu Gebote, in der sich seine Kunststücke abspielten. Also geartet war ich um jene Zeit, in der ich regelmäßig jedes Jahr den Zauberer besuchte.

Es war zweifellos kein gewöhnlicher Zauberkünstler, wie man sie heute in jedem Variété sehen kann. Seine Zaubereien waren vielleicht äußerst einfach, aber mit so viel Aplomb vorgebracht, dermaßen eingebaut in eine übersinnliche Szenerie, daß schon jede Bewegung seiner Hände, jeder Schritt, den seine Füße mit vorsichtiger Gravität zurücklegten, eine doppelte, dreifache, mythische Bedeutung zu haben schienen. Seine reale, leibliche Existenz war also nur die äußere Hülle seiner unbekannt, eigentlichen. Die Bühne war finster und schwarz drapiert, von einer dichten, greifbaren Finsternis erfüllt, gleichsam von dem Element Finsternis. Die Rampe war überfüllt von zahllosen, jedenfalls unzählbaren, sehr grellen Lichtern, offenen Gasflämmchen, deren zarte Spitzen bläulich züngelten, kleine bewegliche Dolche aus blankem Feuer, in der Mitte nur unterbrochen von einer dreistufigen, schwarz ausgelegten Treppe, die, obwohl sie doch offenbar den Zweck hatte, eine Verbindung zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum herzustellen, wahrscheinlich kein Mensch aus dem Publikum freiwillig betreten hätte. Der Vorhang ging nicht in die Höhe wie bei gewöhnlichen Vorstellungen, sondern teilte sich schnell und plötzlich wie eine Wolke, die der Wind in der Mitte zerreiht. Und schon stand auch im Innern der schwarzen Nacht der Zauberer, in weiße Gewänder gekleidet, einen silbernen Zuckerkorn auf dem Kopf, mit einem langen weißen Bart. Wie der weiße Durchmesser der Finsternis ragte er in ihrer Mitte bis zur Decke. Dreimal schlug er mit einem silbernen Stab auf dem Boden. Dieser öffnete sich, und es entstieg ihm eine schmale Gestalt, ein silberner Page mit blonden Locken.

Was von nun an auf der Bühne geschah, war ziemlich gleichgültig. Denn während ich noch glaubte, mich interessiere der Zauberer, war ich ausschließlich mit dem Page beschäftigt, der keine Zeit verlor, sondern sofort die drei Stufen hinunterging und sich bescheiden auf der linken

niederließ. Es war ohne Zweifel ein Page weiblichen Geschlechts, kleine Brüste aus glattem Metall mit winzigen Kuppeln zierten den Oberkörper seines geflochtenen Panzers. Zwischen der kriegerischen Assoziation, die der Anblick des Panzers wachrief und der zweifellos weiblichen Kummert, die er bedeckte, bestand die reizvolle Spannung, die zwischen Blut und Liebe vorhanden sein mag. Während der Zauberer mitten in der furchtbaren Schwärze seiner Nacht bunte Schlangen fliegen ließ und weiße Tauben, aus seinem Mund feurige Zungen entließ und aus irisierenden zischenden Gefäßen hauchleichte Wällchen aus einem opalenen Material, glaubte ich natürlich, ihn genau zu beobachten. Aber obwohl ich jede Kleinigkeit seiner Wunderhandlungen im Gedächtnis behalten konnte, sah ich doch, wie ich heute schon weiß, auf die Bühne nur mit den Augen, aber auf die Treppe, wo das Mädchen sah, mit der Seele. Damals freilich wußte ich noch nicht, daß der Zauber eines achtzehnjährigen Pagen wunderbarer ist, als das Wunder eines Zauberers. Vielleicht ahnte ich es nur einmal im Laufe des

Joan: Der abergläubische Schuster (Aberglaube und Beruf)

Der Aberglaube ist der Dummheit liebtes Kind. Im Nachfolgenden soll nicht etwa der unzähligen alt- und allbekanntesten Symbole des Aberglaubens, wie es Glückswünschen, Rauchfangkehrer, Hufeisen und der vierblättrige Klee ist, Erwähnung getan, sondern fast unbekannt abergläubische Sitten und Handlungen der verschiedenen Berufsarten aufgezeigt werden.

Wenn bei einem Schuster die Ahe zu Boden fällt und stecken bleibt, bedeutet dies guten Geschäftsgang. Reißt dagegen der Ankerriemen, dann gibt es Pant und Haber geschäftlich und privat.

Der Schneider ist untröstlich, wenn ihm ein Knopf am Zwirnsfaden wieder aufgeht. Dann, so glaubt mancher von dieser Gilde, wird die Arbeit verdorben und es werden Aufträge wieder zurückgenommen.

Die Schaukeller und Marktfahrer hüten sich, mit einem Fuß aus dem Bett zu steigen. Nicht nur mit dem linken, auch mit dem rechten Bein darf man es nicht. Man muß, vornehmlich an den Tagen, wo Jahrmart oder sonst ein großes Geschäft in Sicht ist, mit beiden Füßen gleichzeitig aus dem Bett steigen.

Alle Bühnengedächtnigen, an erster Stelle die Autoren und der Direktor, vermeiden es ängstlich, im Theater zu pfeifen und achten streng darauf, daß dies auch von anderen nicht geschieht. Das würde nämlich einen Durchfall des Stückes bedeuten und ist vom „ausgepiffen werden“ abgeleitet. Früher wurde am Freitag keine Premiere angefeht. Der bekannte ehemalige Theaterdirektor Gabor Steiner machte dem Aberglauben zum Trotz einmal das Gegenteil. Dieses Wagnis machte sich sehr gut bezahlt. Es wurde ein Bombenerfolg und unzählige En-suite-Aufführungen bewiesen, daß der Aberglaube Mumpitz sei. Wie wirkte sich aber nun dieser Beweis aus? Seit jener Zeit werden die Premieren besonders gern an Freitagen angefeht. Mit und ohne Erfolg. Der Freitag aber bleibt jetzt weiter Glückstag wie der Aberglaube es ewig bleiben wird.

Sehr abergläubisch sind gewöhnlich Menschen, die einem Beruf nachgehen, der von der Günstigkeit des Wetters oder sonstwie vom Zufall abhängt. Ein solcher Beruf ist zum Teil auch

Abends. Das geschah, als der Alte anfang, mit seinem silbernen Regelhut Bonbons herzustellen. Das Mädchen hatte nämlich auf nichts anderes gewartet, als auf dem Augenblick, in dem es anfangen sollte, durch die Reihen des Parketts zu gehen und das Zuckertwerk unter den Zuschauern zu verteilen. Sie erhob sich, sie begann unter uns zu wandeln, wie ein Mensch aus Fleisch und Blut. Ein leiser Duft von Maiglöckchen erhob sich im Saal. Der Page kam an mir vorbei. Ich streckte die Hand aus. Er schenkte mir zwei Bonbons, die ich nicht aß, sondern in der Tasche verbergte.

Dann war die Vorstellung zu Ende, und ich ging nach Hause, um wieder ein ganzes Jahr zu warten — auf den Zauberer, wie ich damals glaubte, auf das Mädchen, wie ich heute weiß. Es kam jedes Jahr wieder, bis ich alt wurde, die Zauberer ausstarben und ihr Erbe gewöhnlichen Zauberkünstlern hinterließen. Seit damals habe ich viele Magier gesehen, die bei grellem Scheinwerfer auftreten und äußerst komplizierte Wunder vollbringen. Aber sie machten keinen Eindruck auf mich, ich warte nicht sehnsüchtig auf sie von Jahr zu Jahr und wahrscheinlich bin ich auch unglaublich geworden.

der eines Vertreters. In diesen Streifen ist es ein: ausgemachte Sache, daß dem Betreffenden das Glück nicht hold sein kann, wenn er einen benütigten Fahrtschein der Elektrischen bei sich trägt.

Kellner wieder achten darauf, daß niemand mit Papier den Tisch abwischt. Das verdirbt das Geschäft. Dieselbe Geschäftsförderung fürchtet wieder der Ausflugswirt, wenn jemand im geschlossenen Lokal einen Regenschirm aufspannt.

Chauffeure glauben an einen schlechten Tag, wenn sie ein Mädchen, das sie hoffnungslos lieben, in ihrem Wagen mitfahren lassen. Auch soll das Liegenlassen der Kappe am Lenkrad Unglück bringen.

Obwohl Einbrecher heilweise nicht zu den Berufsstätigen gezählt werden dürfen, soll hier trotzdem auch ihr Aberglaube beschrieben werden. Die Herren Schränke verunreinigen immer vor dem Verlassen den Tatort. Sie wöhnen sich dadurch vor Entdeckung und Verhaftung gefeit.

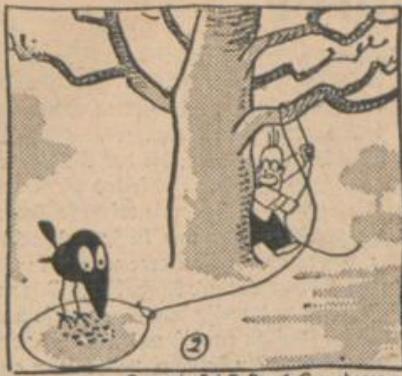
Ein prominenter Wiener Boxchampion läßt sich von seinem Freunde vor jedem Kampf das Hegenkreuz machen. Das „Hegenkreuz“ wird ausgeführt, indem man mit beiden gekreuzten Zeige- und Mittelfingern dem Betreffenden über den Kopf streicht.

Es gibt Schriftsteller, welche es gern haben, wenn ihnen ein Manuskript zu Boden fällt. Es wird dann gefallen, so reden sie sich wenigstens ein.

Von den Fußballern ist bekannt, daß sie fast alle irgendein Maskottchen bei sich tragen. Ein Steinchen von irgendwo, aus irgendeinem Anlaß an sich genommen, ein Medaillon oder eine alte Münze.

Auf den Kennplätzen suchen die Buchmacher — die legalen wie auch die „wildern“, von irgendeinem Besucher Feuer für ihre Zigaretten zu bekommen. Aber nicht mittels Bündholz oder Feuerzeug, sondern von des Fremden Zigaretten selbst. Das soll Glück bringen. Viele alte Spieler glauben auch daran, ja noch mehr sie wöhnen dem Feuergebenden das Glück sozusagen wegzunehmen.

Die Pappelmännchen nimmt auf allen ihren Fabriken ein kleines, weißes Mädchen als



Adamson und sein Todfeind

Copyright P.L.B. Box & Copenhagen

Glückbringerin mit. Ob dies bei der unglücklichen letzten Fahrt des „Hindenburg“ unterlassen worden ist? . . .

Masaryk im Bild

Der Verlag Orbis in Prag bringt eine neue, erweiterte Auflage des schönen und würdigen Photobandes heraus; erweitert wurde sie um einige Bilder vom toten Masaryk, auch um Bilder von der Trauer seines Volkes, und Karel Capel hat ein pietätvolles Nachwort geschrieben: — aus dem Bilderbuch ist ein Gedenkbuch geworden. Wer die Weltgeschichte gern in Bildern sieht, soll zu dem Band greifen; es sind viele interessante Dokumente darunter; aber sein Wert, scheint uns, liegt ganz anderswo. Er liegt darin, daß die Wandlungen eines Antlitzes gezeigt werden, dessen Träger aus der Stille der Studierstube zu den Höhen der Macht stieg; der, kein Machtstreber, aus geistigem Zwang vom Feind der Gewaltlosigkeit zum kraftvollen und, wenn es sein mußte: zum gewalttätigen Vorkämpfer einer Idee wurde, ohne daß es der Idee — und ohne daß es ihrem Träger geschadet hätte. Eine Aufnahme aus dem Jahr 1918 zeigt den Professor, scheu zurückgelehnt, wie flüchtend vor der Linse des Photographen; man sieht: er fühlt sich garnicht wohl in seiner neuen Würde. Viel lieber stünde er am Katheder als auf der großen Bühne; man sieht: er hat Angst vor der Macht — und deshalb wird er sie niemals missbrauchen. Dann Dupende Bilder vom Staatspräsidenten, meist im Lieblingsanzug, der eine merkwürdige Mischung aus Uniform und Bauerntittel ist; schon längst hat er gelernt, die Macht zu gebrauchen, nein: zu beherrschen: der Gesichtsausdruck verrät äußerste geistige Konzentration, ist tiefenst noch im Lächeln; man könnte ihn hart nennen, wenn nicht die Augen stets Güte zeigten. Ergreifend die Bilder aus den letzten Jahren: während die Krankheit schon den starken Körper zerstört, wird das Antlitz unirdisch-klar, fast verklärt, und gelangt zuletzt

zu einer Schönheit, die wahrhaft vollkommen ist. Man soll dieses Buch nicht flüchtig durchblättern, man muß es studieren: — so wird es in einer Zeit, da die Weltgeschichte nur noch Fragen nach oben stellt, zu einem großen geistigen Erlebnis. Es ist fast schon ein Trostbuch zu nennen.

Besonders stark wirkt ein Bild, aufgenommen drei Jahre vor dem Tod. Stark nicht des „Sujets“ wegen (es zeigt T. G. Masaryk im Gespräch mit Barthou und Benes), sondern weil hier die geistige Bedeutung dieses außergewöhnlichen Exemplars der raren Gattung Homo sapiens klassisch zum Ausdruck kommt: das Profil zeigt schon die edel-undgiltige Prägung, die Augen sind müde; die Hände, in Brusthöhe erhoben, machen eine Geste, von der man nicht weiß, ist sie Abwehr oder Warnung. So steht der Prophet aus, der seiner Zeit entragt, da sie ihm nichts mehr zu sagen hat.

Und besonders erfrischend ein anderes Bild: T. G. M., sitzend vor den Eukeln, bläst auf einer Kindertrompete. Diese scherzhafteste Momentaufnahme hat eine tiefere Bedeutung: stellt auch einen der selbstherrlichen Nachhaber dieser Erde vor bei solchem Tun, — der ganze Nimbus von kaiserlichen Sinnladen und dämonischen Haarschöpfen wäre beim Teufel. Klar, was der große alte Knabe da auf der Trompete bläst: den Unterschied zwischen „Führen“ und Führen.

Mag D e r b.

Wangkunl

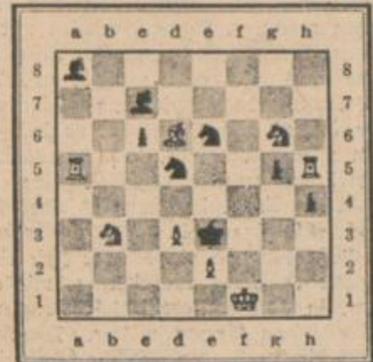
Unter der segensreichen Regierung des altchinesischen Kaisers Chindfung war Wangkurlange Jahre hindurch erster Minister. Er galt für den besten Diplomaten seiner Zeit und erhielt nach seinem Tode den Beinamen „Der Minister von drei Willen“, weil er sich nämlich sowohl gerne auf den vergangenen, als auch auf den gegenwärtigen und sogar auf den zukünftigen Willen seines Herrn berief . . .

Schach ins Volk

Schachaufgabe Nr. 371.

Von Fred Janot.

Schwarz: Kc3, La3, c7, Sd5, e6, Bc6, g5, h4. (8)



Weiß: Kf1, Ta5, Ld6, Sb3, g6, Bd3, e2. (8)

Matt in 3 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 368: Dh1-f3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsworf bei Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Dinnobler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Amler Rudolf, Tetschen; Hahl Erwin, Lohmüller Hans, Hoffeld Otto, Freundl Anton, Chintak Teo, sämtlich Neustadt; Ulbert Ottomar, Johnsdorf b. Bokau; Rudek Peter, Brüt; Berger Josef, Klein-Augezd, Schöpka Josef, Komotau; Hyma Josef, Hostomitz; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Geißler Josef; Alt-Serbits; Havel Franz, Modlan; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau.

A. R. T e t s c h e n: Dreizüger kannst Du einsenden, werden aber im Schachmittlungsblatt veröffentlicht.

V. Kreis.

Sektionsgründung in Lang-Ugest

Der Verein Lang-Ugest der Arbeiter-Turn- und Sport-Union hat den Gen. Willi Pfibery mit den Vorarbeiten zwecks Gründung einer Schachsektion betraut. Unter Mithilfe des Obmannes Gen. Fr. Müller und des Kreisachschleiters Gen. Scharoch werden alle Schachgenossen von Lang-Ugest und Umgebung zu einer gründenden Versammlung aufgerufen. Nach der durchgeführten Gründung und einem kurzen Referat des Gen. Scharoch findet ein Simultanspiel an beliebiger Bretteranzahl statt. Die Veranstaltung findet am Sonntag, den 2. Jänner 1938 im Vereinslokal „Gasth. Jasek“ um 1/9 Uhr früh statt. Schachfreunde, welche unserer Bewegung noch fern sind, sind ebenfalls herzlich eingeladen. Sämtliche Schachbretter, welche zur Verfügung stehen, mitbringen.

II. Kreis.

Nestersitz gegen Seldnitz 5:5 Punkte.

Am Sonntag, den 12. Dezember, fand in Nestersitz das Freundschaftstreffen Nestersitz gegen Seldnitz statt. Nach spannendem Kampf trennten sich die Gegner mit dem unentschiedenen Ergebnis 5:5. Das Retourspiel findet erst nach Neujahr in Seldnitz statt.

Großpriesen gegen Nestersitz 7:3!

Am 19. XII. fand, gleichfalls in Nestersitz, das Revanchespiel gegen Großpriesen statt. Auch diesmal gelang es den Gästen, den Sieg zu erringen; trotzdem die Nestersitzer Genossen alles aufboten, um ehrenvoll abzuschneiden. Allerdings spielten bei Großpriesen einige Genossen mit, die aus dem „anderen Lager“ kamen, und für die Sieger eine bedeutende Verstärkung sind.